

Mein Körper fühlte sich gläsern an und zersplitterte

Autor(en): **Fagetti, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 237

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884544>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein Körper fühlte sich gläsern an und zersplitterte

Haschisch, vom ersten bis zum letzten Mal – eine persönliche Zeitreise.

von *Andreas Fagetti*

Das erste Mal vergisst man nie. Die erste Liebe, klar. Von einem anderen ersten Mal aber habe ich nur einen leisen Schimmer. Es muss im Sommer 1975 gewesen sein. Ich war fünfzehn, verkehrte im Café Baumgartner, nippte an einer Cola, aus der Jukebox klagten The Animals: There is a house in New Orleans, they call the rising sun... und an einer Wand hing ein einarmiger Bandit, in dessen Schlitz ich einmal mein letztes Fünffrankenstück steckte und fünf zurück erhielt. In diesem dämmrigen Lokal trafen sich die Langhaarigen. Ich war bloss ein Novize, den in dieser engen Welt niemand beachtete. Eines Tages erbarmte sich ein älterer Bursche, ein Bildhauer, der Bescheid wusste. Er kannte die Vorzüge von Rotem, Grünem, Goldenem, Schwarzem. Ein Gramm kostete fünf oder sechs Franken. Er fragte mich, ob ich eins rauchen möchte. Ich folgte ihm und einem Mädchen zum «Wächterhäuschen», das auf einer Anhöhe am Rande der Altstadt lag. Wo früher die Feuerwacht die Dächer Altstätens überblickte, entzündete der Bildhauer einen Joint, inhalierte geniesserisch und reichte ihn gönnerhaft an mich weiter. Schliesslich war meine Welt in Gold getaucht. Ob es an der Abendsonne lag oder an der Wirkung des Cannabis? Ob es mein erstes Mal war? Keine Ahnung. Womöglich rauchte ich das erste Mal in der Dachkammer eines Freundes. Das Bild, wie er das Shilom mit heiligem Ernst herumreicht, steigt auch fast vierzig Jahre später klar aus meiner Erinnerung, ebenso die königlich geformte indische Pfeife, um die sich meine Hände schlossen, ehe ich einen tiefen Zug nahm und den Rauch möglichst lange in den Lungen behielt. Was mir die Sinne mehr vernebelte – die psychedelischen Ausschweifungen von Pink Floyd oder das Gemisch aus Tabak und Haschisch, ist verblasste Erinnerung, bleich und bedeutungslos. Mit dem spirituellen Brimborium konnte ich ohnehin nichts anfangen. Bei den meisten Gelegenheiten sagte ich also nein. Ich entdeckte in jener Zeit die Belletristik. Mich berauschten Kafkas Erzählungen, eine unheimliche, eine beängstigende Droge, von der ich Jahre nicht lassen mochte.

Die Verwandlung, Gregor Samsa, der Käfer.

Die Glaubensgemeinschaft der Kiffer blieb mir hingegen verschlossen. Der verpeilte Blick, die geröteten Augen, das Grinsen, das Gekicher, der verdämmernde Geist. Unvergessen bleibt mir allerdings ein Samstagabend, als ich mit einem katholischen Freund die Abendmesse besuchte, auf der Empore ein wahrscheinlich mit Opium gestrecktes Haschplätzchen verdrückte und nach verrichteter

Glaubenspflicht mit dem Velo ans Kantifest in Heerbrugg strampelte. Allmählich gewann die Droge Macht über uns. Die Musik halluzinierte ich als knallbunte, durch den Raum schwebende Planeten, die schwirrend in meine Iris ein-drangen, meinen Körper durchpulsten, ihn wieder verliessen und in die Nacht davonrasten. Ein heisser Schneesturm fegte durch die laue Sommernacht. Als ich mich zu später Stunde auf den Nachhauseweg machte, verwandelten sich Autos in feuerspeiende Drachen. Wo die Strasse hätte abfallen müssen, stieg sie an, und wo sie in Wirklichkeit anstieg, fiel sie steil ab. Und als ich mich in mein Elternhaus schlich, war meine Mutter noch hellwach, weil sie die Ankunft von Verwandten aus Österreich erwartete. Sie entdeckte mich und sagte etwas unwirsch: «Andreas, du hast ja schrecklich gerötete Augen, bist du wieder mal zu schnell Velo gefahren?» Eltern und Lehrer waren damals ahnungslos, die Polizei war abwesend – selbst Jugendliche im idyllischen Rheintal der Siebzigerjahre wuchsen mit einer verbotenen Droge auf, einem weichen Gift. Manche, wie mich, streifte es bloss, andere begleitete es ins Erwachsenenleben. Und den einen oder anderen meiner Freunde liess es nie mehr los. Es führte sie ins Abseits, in die Welt der harten Drogen, aus der sie nie mehr zurückfanden in ein geregeltes Leben und an sich und der Welt irre wurden.

Ein Rausch namens Leben

Mir genügten zunächst die wenigen Erfahrungen. Dieses Gift der Verblödung brauchte ich nicht. Es sagte mir nichts. Das Leben war auch ohne aufregend. Die Jahre gingen ins Land, die Mutter starb, ich verliess das Tal, ich heiratete, ich bestimmte über mein Leben. Was für ein betörender Rausch! Ich brach, angetrieben und getragen vom Übermut der Jugend, in die Welt auf, die mir gehörte. Alles schien möglich. Doch die Welt bot Widerstand. Sie liess sich nicht einfach nehmen. Sie gehörte mir nicht. Ich gehörte ihr. Sie machte mit mir, was sie wollte. Ich rannte gegen Wände, ich fiel auf die Schnauze, ich scheiterte. Und kehrte ins Tal zurück. Ohne es richtig mitzubekommen, fand ich mich in der Glaubensgemeinschaft der Trinker wieder, einer mächtigen Sekte, zu der hier fast alle Männer gehörten, ungeachtet ihrer Herkunft und gesellschaftlichen Stellung. Die Rituale der Trinker waren ganz von dieser Welt, keine Spur von Spiritualität, kein Brimborium. Gerötete Haut, schallendes Gelächter, manchmal Gebrüll, mitunter artete der Götzendienst aus in Gewalt gegen sich und andere. Hin und wieder brachte dieses verrohende Gift den Tod, junge Männer rasten mit ihren Autos an Bäume. Dieser Stoff war allgegenwärtig, eine legale Droge, bösartig und brandgefährlich. Das Café Baumgartner war noch da. Aber dort sass nun, wie es sich für ein Café gehörte, ältere Damen bei Kaffee und Kuchen. Die Jugend des Tals verkehrte inzwischen in einer lärmigen Music Bar.

Mitte der Achtzigerjahre erschien mir die Hascherwelt der 70er bieder und gemütlich. Inzwischen zog man sich auf Partys Koks in die Nase, man hockte wie selbstverständlich neben Junkies auf dem Barhocker und manchmal rauchte man einen Joint. Ich verdiente Geld, um zu leben, einen Beruf hatte ich nicht. Mein Leben war ein Durcheinandertal. Ich freundete mich mit einem Ex-Junkie an, der von Zürich ins Rheintal gezogen war, um clean zu bleiben, in der irrigen Annahme, hier sei kaum an Stoff zu kommen. Als

ich mit fünfzehn meine ersten Joints rauchte, hing dieser Freund bereits an der Nadel. Jetzt bewohnte er zusammen mit seiner Freundin und einem anderen Ex-Junkie, der aus demselben Grund aus Zürich ins Rheintal gezogen war, eine riesige Dachwohnung in einem baufälligen Haus. Irgendwann war ich ihr Mitbewohner. Mein Freund, ein cleverer Mensch, kiffte ab und an und ging einer geregelten Arbeit nach. Alles schien in bester Ordnung. Ich arbeitete, wenn ich Geld brauchte. Sonst las ich innerliches Zeug, ich versuchte zu schreiben und soff. Mit der Zeit bekam ich mit, dass clean ein dehnbarer Begriff ist. Im Rheintal kam man leicht an Stoff. Koks, Heroin, LSD – kein Problem, schliesslich lag das Tal auf der Fluchtlinie der Balkanroute. Meine beiden Freunde nahmen es nicht mehr so genau. Sie genehmigten sich an Wochenenden den einen oder anderen Schuss. Manchmal lagen einige Linien Koks auf dem Küchentisch. Eine Nase voll, das eine oder andere Glas Gin Tonic, und ab in den Ausgang. Ich kam mit Streifschüssen davon. Ich hatte Glück. Und meine beiden Freunde waren wirkliche Freunde, jedenfalls keine Verführer. Es waren gute Zeiten, es waren schlechte Zeiten. Jahre später, ich war inzwischen überraschend als Journalist unterwegs, erfuhr ich vom Tod des einen Freundes. Wenn ich mich recht erinnere, fand man ihn am Weihnachtsmorgen tot in seinem Bett. Dem anderen begegnete ich Anfang der Neunzigerjahre während der Schellenacker-Zeit. Er war wieder auf der Gasse gelandet. Irrlichternd, fahrig, heruntergekommen.

Bilder der Verelendung

Heute, da die Strassen beängstigend clean sind, gesäubert von allem, was die Ruhe und das wohlbehütete Auge stört, kann man es sich kaum noch vorstellen: die offene Szene unter dem Waaghaus, die notbehelfsmässig zusammengeschusterten Drogenverkaufsstände im Stadtpark, die Filterlifixer, diese elendesten aller Gestalten, das Durcheinander – ein Bild, als wäre die Hölle in die Welt gekommen. Die Bevölkerung war verängstigt, die Behörden waren total überfordert. Ich war ein radikaler Befürworter der Legalisierung aller Drogen. Die Ursachen der Verelendung waren im Wesentlichen in der Illegalität begründet, genauso das lukrative Geschäftsmodell der Drogenhändler. Mir taten die Menschen leid. Ich erinnere mich an eine Veranstaltung im Katharinensaal, als ein Arzt anregte, man könne die Junkies in ein Lager im Sittertobel sperren. Glücklicherweise ist es anders gekommen. Junkies sind im öffentlichen Raum kaum mehr sichtbar. Aber das Sortiment im Drogensupermarkt ist tiefer und breiter denn je und es wird ständig ausgebaut. Drogen sind längst mitten in der Gesellschaft angekommen. In Dokumentationen auf Youtube reden junge Leute offen über ihre Erfahrungen, die ihnen Partydrogen und der Sound bescheren. Von Spiritualität und Liebe berichten sie. Modisch herausgeputzt, gesund, ausgeglichen und aufgestellt.

Die Mafia aller Länder lebt davon besser als je zuvor. Sie beherrscht mit den Milliarden, die sie erwirtschaftet, inzwischen ganze Staaten, bedroht den Rechtsstaat oder hebelt ihn aus und gefährdet die Demokratie, sie infiltriert mit dem illegalen Geld die legale Wirtschaft, baut ihre unheimliche (politische) Macht aus, ist den Fahndern und der sogenannten Drogenpolitik immer mehrere Schritte voraus. So richtig wahrhaben will das hier niemand. Eine

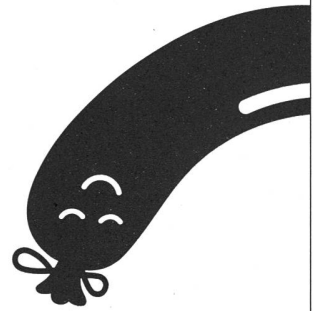
radikale Legalisierung aller Drogen würde diesen lukrativen Markt austrocknen. Leider gibt es kein simples Rezept. Es ist kompliziert, ich habe jedenfalls keine Vorstellung davon, wie eine radikale Legalisierung sinnvoll zu bewerkstelligen wäre, wie vor allem Jugendliche wirksam geschützt werden könnten. Das ist meine Hauptangst. Ich habe Kinder. Wie ich es persönlich halte, ist unerheblich. Ich bin 54. Ich habe mich mit Glück durchgeschlängelt und habe offenbar immer die richtige Abzweigung erwischt, eine, die weiterführte, jedenfalls keine Sackgasse.

«Komm morgen wieder»

Ob man durch Erfahrung wirklich klug wird, bezweifle ich. Doch manchmal hilfts. Zehn Jahre nach meinem ersten Joint nahm ich Abschied vom Haschisch. Ich folgte einer Einladung an eine Geburtstagsparty und kreuzte ange-trunken auf. Der Hausherr bedrängte mich. Von diesem Kuchen, den seine Freundin, das Geburtstagskind, gebacken habe, müsse ich unbedingt kosten. Anstandshalber verdrückte ich ein Stück. Es war mit Haschisch versetzt, was ich nicht wusste. Es folgte eine beängstigende Nacht. Mein Körper fühlte sich gläsern an und zersplitterte irgendwann explosionsartig, ich brach zusammen, ich war panisch, ich rappelte mich auf, mitten in der Nacht klingelte ich Sturm im Spital. Der Pfleger, der die Tür schliesslich einen Spalt weit öffnete, warf einen Blick auf mich und sagte dann: «Komm morgen früh wieder.»

Andreas Fagetti, 1960, ist Redaktor bei der «Woz».

Kunst
Halle Sankt
Gallen



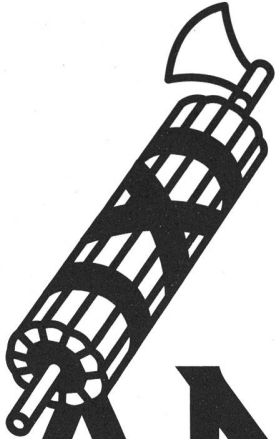
«IN A CERTAIN STATE OF UNCERTAINTY»

26. Juli – 5. Oktober 2014

Davidstrasse 40, 9000 St.Gallen

Di–Fr 12–18 Uhr, Sa/So 11–17 Uhr

www.k9000.ch



Führung am
Sonntag,
5. Oktober 2014,
15 Uhr

MARIA ANWANDER

Suchtfachstelle
St.Gallen

071 245 05 45

www.suchtfachstelle-sg.ch